Rückkehr ins Kanzleramt

Ein streng gehütetes Geheimnis: Seit Monaten sitzt Angela Merkel Modell für das Gemälde in der Ahnengalerie der Kanzler. Wir waren exklusiv dabei

Von Hanno Rauterberg, DIE ZEIT, 24.06.2026

Er könnte doch. Und müsste. Und sollte unbedingt. Wirklich, sie ließ nicht locker, die Frau aus Braunschweig. Hatte ihm einige Werke abgekauft, jetzt drängte sie ihn, sich zu bewerben. In Berlin, an oberster Stelle! Um das Bild zu malen, auf das viele schon lange warten, das offizielle Staatsporträt der einst mächtigsten Frau der Welt, Angela Merkel.

»Von mir aus wäre ich nie auf die Idee gekommen«, sagt Jérémie Queyras, als wir uns in seinem Atelier begegnen. Warum auch hätte sie ihn auswählen sollen, ausgerechnet ihn? »Ich bin ja kein Maler, den alle Welt kennt.«

Gerade mal 24 war er damals, 2022. Hatte sich nach dem Abitur in Freiburg gleich auf den Weg gemacht, nach London, er wollte unbedingt Künstler werden und schrieb sich ein bei einer halbprivaten Akademie. Später zog er weiter nach Paris, um sein Studium noch zu vertiefen. Ein junger Maler unter vielen jungen Malern, die nicht recht wissen, wohin mit sich. »Oft war da diese kleine Stimme im Kopf«, erzählt er heute. »Wen soll das interessieren, was du hier machst, fragt die Stimme.« Und wäre da nicht auch die andere, die beharrliche Stimme aus Braunschweig gewesen, Queyras hätte sich gewiss nicht hingesetzt und einen handschriftlichen Brief verfasst. »Ich bin ein junger Deutsch-Französischer Künstler. Obwohl meine Kunst hauptsächlich abstrakt ist, kehre ich des öfteren zur klassischen Malerei zurück. Sie ahnen nun bestimmt schon

weshalb ich Ihnen schreibe.« Rasch steckte er noch Farbkopien seiner Werke in den Umschlag. Wird schon nichts draus werden, dachte er. Und richtig, es wurde nichts. Nichts über Jahre.

Denn Angela Merkel ließ sich Zeit. Wollte sich nicht hetzen lassen, warum auch. Erst die Biografie schreiben, so hatte sie's geplant. Dann alles andere. Und auch das bitte ohne jede Eile. Manche Kanzler hatten die Porträtfrage rasch abgehakt, ihr aber ging es nicht allein um das Gemälde. Es ging ihr auch um den Weg dorthin. Um ein geistiges Abenteuer.

Jérémie Queyras hatte die Sache jedenfalls abgeschrieben, offenbar war der Auftrag an jemand anderen gegangen. Er saß in seinem Atelier in Paris, tief im Keller einer alten Fleischfabrik, es stank, es war dunkel, er beschäftigte sich jetzt viel mit der Frage, was von der Kunst wohl bleibt, wenn die KI übernimmt. Und nichts war ihm ferner als die Ahnengalerie im Kanzleramt, wo sie alle versammelt sind, von Konrad Adenauer bis Gerhard Schröder, sieben von Männern gemalte Männer, und keine Bundeskanzlerin.

In Deutschland aber: Rätselraten. Immer wieder bohrten Journalisten nach, wann es wohl so weit sein werde und ob nach all den Männermalern erstmals eine Frau den Auftrag bekomme, aus dem Osten womöglich, Cornelia Schleime, Annette Schröter, oder doch, wer weiß, der berühmte Neo Rauch. Merkel aber blieb sich treu, also unbestimmt. Man werde schon sehen, ließ sie wissen. Nichts sollte nach draußen dringen.

Als die Nachricht schließlich kam aus Berlin, im April 2025, ob er nicht vorbeischauen wolle im Büro der BKin a. D., – Angela Merkel würde ihn gerne kennenlernen –, war Jérémie Queyras einigermaßen überrumpelt. Gerade hatte er darüber nachgedacht, vielleicht nach England zu gehen und ein Porträtmaler zu werden, wie es sie dort viele gibt, weil es üblicher ist als in Deutschland, die eigene Bedeutung für die Nachwelt festzuhalten. Nun aber das: ein Besuch bei der Altbundeskanzlerin – und nebenbei eine Erinnerungsreise. »Sie war ja immer da«, sagt Queyras. »Seit ich acht war, über meine ganze Kindheit und Jugend hinweg, immer waren es Merkel - Jahre.«

Heute ist er 28, eine jungenhafte Erscheinung, der Kopf rund, die Augen groß und wasserblau. Wie viele andere seiner Generation schaut er nicht ohne Wehmut zurück auf jene Jahre, als vieles ruhiger und geordneter schien. Es war die Zeit vor den Kriegen in der Ukraine, in Gaza, im Iran, vor einem oft unbeherrschten Merz, auch vor Trumps zweiter Präsidentschaft und ihrem Dauerirrsinn. Vermisst wird ihre Gelassenheit, ihre Übersicht, manchmal auch die verschmitzte Art, mit der sie politische Tumulte zu nehmen verstand. Und auch ihre Zuversicht fehlt – »Wir schaffen das!«. Ob bei TikTok, auf YouTube oder Instagram, es wachse das »Heimweh nach Mutti-Land«, schrieb kürzlich die *Süddeutsche Zeitung*. Als stehe Merkel kurz vor ihrem Comeback. Und in gewisser Weise ist es ja wirklich so, sie kehrt zurück. In Öl und auf Leinwand.

Kurzerhand war Jérémie Queyras dann im Juni des vorigen Jahres nach Berlin gereist. Er wusste nicht, ob es viele Mitbewerber gab (es gab nur einen in der engeren Wahl) und ob er, der Jungkünstler, überhaupt eine Chance haben würde. »Ich war furchtbar nervös«, erinnert er sich. Er hatte einen Anzug angezogen, mit Krawatte. »Aber ich hatte keine schönen Schuhe, nur so abgelaufene Sneaker.« Dann aber ging die Tür auf, Angela Merkel kam ihm entgegen, alle Beklommenheit war wie verflogen. »Sie ist es ja gewohnt, mit Leuten umzugehen, die aufgeregt sind.« Auf Anhieb mochten sich die beiden.

»Ein lebensoffener Mensch«, so beschreibt Merkel ihn, als wir miteinander sprechen. »Ich hatte gleich einen guten Eindruck.« Nie hatte es eine offizielle Ausschreibung für das Porträt gegeben, doch aufs Geratewohl bewarben sich etliche Künstlerinnen und Künstler, manche schickten Zeichnungen, andere Probebilder in Öl, sogar ein Mosaik war eingetroffen. »Wir können das gar nicht alles lagern«, sagt sie halb amüsiert, halb ratlos bei dem Treffen in ihrem Amtszimmer Unter den Linden. Am Ende besprach sie sich mit einigen Vertrauten – und entschied sich für den jungen Queyras, ohne je ein Original von ihm gesehen zu haben. Ein einziges Bewerbungsgespräch, mehr hatte es nicht gebraucht.

Ihr gefiel der Gedanke, nicht den Erwartungen zu gehorchen, keinen bekannten Namen zu engagieren. Ein Wagnis eingehen, warum denn nicht? Mit einem Maler, der am Anfang steht. Von dem auch sie nicht wusste, ob ihm ein eindrückliches Staatsporträt gelingen würde, eines, in dem sie sich selbst erkennt und das all den

Millionen Merkel -Fotos, Merkel -Zeichnungen, Merkel -Karikaturen ihr eigenes, selbst erwähltes Bild entgegensetzt.

»Wissen Sie«, sagt Merkel jetzt und scheint mit sich ganz zufrieden, »man bewegt sich ja sonst nur unter Honoratioren. Da ist so ein frischer Blick sehr erfreulich.« Die beiden, sie und er, sprachen darüber, was ein Porträt eigentlich sein kann. Ob und wie die Malerei einem Foto überlegen ist. Und er räumte gleich ein, dass er nicht wisse, ob er wirklich der Richtige sei. Doch er wolle es unbedingt versuchen, wenn nicht fürs Kanzleramt, dann einfach so, privat gewissermaßen.

Sie war ganz angetan von seiner Offenheit und auch davon, wie weit er herumgekommen war, geboren bei Paris, aufgewachsen in einer Freiburger Musikerfamilie, halb Deutscher, halb Franzose, dazu ein kanadischer Großvater. Cello hatte er gespielt wie der Vater. Wollte dann aber lieber Maler werden, hatte als Kind schon einen Kreativ- und Bastelklub besucht, Saustall hieß der. Kopierte das *Rhinocerus,*den eindrücklichen Holzschnitt von Albrecht Dürer, formte Giacometti-Figuren nach, war auch sonst ein unerschrockenes Kind. Und saß nun ihr, der Altkanzlerin, gegenüber und stellte unerschrocken eine Forderung. Gerne würde er sie malen, sagte Queyras, »aber ich muss Sie dafür besser kennenlernen«.

Es gab dann noch Bedenkzeit, er solle sich das gründlich überlegen, riet ihm Angela Merkel. Sein Leben nach dem Bild würde ein anderes Leben sein, herausgezerrt aus dem Schatten der Ateliers und kleinen Galerien, hinein in die denkbar größte Medienöffentlichkeit. Würde er das aushalten? Die Missgunst der anderen Maler, die den Auftrag auch gern gehabt hätten. Die Anfeindungen von links: weil er sich anbiedere bei der Macht. Und den Hass der Rechten, die Merkel als Agentin des Untergangs betrachten und deshalb auch ihren Maler mit Argwohn verfolgen würden.

Um sich einen besseren Eindruck zu verschaffen von dem, was da auf ihn zukommen würde, besuchte er schließlich auch das Kanzleramt, heimlich eingeschleust. Dort stand er vor den Bildnissen gewesener Regierungschefs, erschreckend lieblos präsentiert, unbeleuchtet auf einer kargen Wand. Vieles, was er dort sah, kam ihm malerisch enttäuschend vor. Nicht Helmut Schmidt, der sich von Bernhard Heisig gewohnt kantig hatte porträtieren lassen, mit Zigarette und rotem Einstecktüchlein.

Auch nicht Gerhard Schröder, dieser allen Üblichkeiten spottende Goldkopf von Jörg Immendorff. Wie flau jedoch war Helmut Kohl, wie fahrig Willy Brandt geraten. Eine Galerie voller Mittelmaß.

Aber wer weiß, dachte Queyras, vielleicht wird man das auch mir später vorwerfen, meinem Porträt – dass es nicht trifft, was es treffen soll. »Ich sah schon in dicken Lettern die Schlagzeile: Das schlimmste Porträt im Kanzleramt«. Sein Bild, eine kollektive Peinlichkeit.

Den Sommer hatte er grübelnd verbracht, zu striktem Stillschweigen verpflichtet. Ging über Wochen in sich. Doch frohgemut daraus hervor. Ja, sie würden es versuchen, gemeinsam. Und als Allererstes verreisen, nach Templin, in ihre Heimat. Er sollte mit eigenen Augen sehen, welcher Landschaft sie entstammt, welche Bauten sie mag, welche Ästhetik sie geprägt hat. Sie liefen, erzählt Queyras, die historische Stadtmauer entlang, schauten sich die Goetheschule an, auf die Merkel bis zur achten Klasse gegangen ist, besuchten ein Café, in dem auch sie noch nie gewesen war, die Kellnerin guckte verdutzt. Und gemeinsam standen sie, von keinem Bodyguard bewacht, ganz still zusammen in einer unscheinbaren Kapelle, errichtet vor gut 300 Jahren für Christen, die in Frankreich verfolgt und hierher, in die Uckermark, geflohen waren.

Zu DDR-Zeiten war das Kirchlein fast verfallen, der Abriss schien besiegelt. Und wäre in Berlin die Mauer nicht gefallen, die Mauern der Kapelle in Alt Placht hätte es unwiederbringlich dahingerafft. So aber gründete sich ein Bürgerverein, und vorneweg war es Merkels Vater, der Theologe Horst Kasner, der für Erhalt und Sanierung kämpfte. Von alldem hörte Queyras hier zum ersten Mal. »Es war ein früher Wintertag, sehr kalt, sehr klar, nur wenig Licht fiel in den Kirchenraum. Nie werde ich diesen Augenblick vergessen.« Einen Augenblick der Nahbarkeit.

Nun war er sich sicher in dem, was er bis dahin nur vermutet hatte: es mit einer aufrichtigen Frau zu tun zu haben. »Sie ist niemand, die sich verstellt. Nie würde sie etwas äußern, was sie nicht meint.«

Und sie? Sie freute sich über seine Neugier, die unverstellten Fragen. Und darüber, mit ihm über viele Kunstdinge diskutieren zu können, die sie lange schon

beschäftigen, über die alten Meister, Vermeer, Rembrandt, die stolzen Italiener, für die sich jüngere Künstler meist nur wenig begeistern. Queyras aber sehr wohl.

In ihrer Autobiografie ist nur am Rande von bildender Kunst die Rede. Als sie Kanzlerin war, hatte man sie gelegentlich im Theater und im Konzert gesehen, in Bayreuth bei den Festspielen sowieso, doch ihre Begeisterung für Malerei und Skulptur hielt sie seltsam verborgen. Obwohl sie schon als Kind ganz eingenommen war von der Kunst, damals in Templin, wo es keine Meisterwerke zu bestaunen gab, man aber Postkarten kaufen konnte, für 20 Pfennige das Stück. »Ich war so elf oder zwölf«, erinnert sie sich. »Und hatte mir eine kleine Sammlung zugelegt, Motive aus allen Kunstepochen, aber Klee, Miró oder Macke faszinierten mich besonders. Die Kunstpostkarten konnte ich so bekommen. Wenn ich ganze Bücher von bestimmten Künstlern haben wollte, half mein Vater, der gute Beziehungen zum Buchhändler pflegte.« Anderes kaufte sie in Budapest, wenn sie mit der Familie dorthin reiste. »Und wenn ich in Berlin war, bei der Großmutter, die nicht gern ins Museum ging, dann zog ich allein los, in die Alte Nationalgalerie zum Beispiel.« Da war sie gerade mal dreizehn, vierzehn. »Lässt sich denken, dass ich in der Schule eher die Außenseiterin war mit diesem Interesse.« Andere sammelten Platten, Angela sammelte Kunst: Bilder für den Kopf, Bilder fürs Regal.

Doch irgendwann eine richtige Sammlung anlegen? Auch später kam es ihr abwegig vor, in Galerien oder bei Auktionshäusern das eine oder andere Original zu kaufen. »Das lag außerhalb meiner persönlichen Reichweite«, sagt sie heute. »Ich wusste auch gar nicht, was so etwas überhaupt kostet.« Nur einmal, 2019, ließ sie sich hinreißen, hatte bei einem Berliner Kunsthändler ein Werk des Bildhauers Thomas Jastram entdeckt und kaufte es kurzentschlossen. Eine Figur mit Flügeln, Kairos, der Gott der günstigen Gelegenheit. Allerdings blieb dieser Gott lange unsichtbar: Gut verpackt in Luftpolsterfolie stand er auf einem Regal im Amtszimmer der Bundeskanzlerin – als wollte sie tunlichst vermeiden, bei ihrer Leidenschaft ertappt zu werden.

Dabei liebt sie die Kunst ja wirklich. Als sie einzog ins mächtige Amtsgebäude, 2005, stellte sie glücklich fest, dass in einem der Hinterzimmer ein Gemälde von Pablo

Picasso hing, *Buste de Femme (Jacqueline)*. Das Erste, was ihr da durch den Kopf ging: »Jetzt darfst du jeden Tag mit ihm zusammenarbeiten.«

Und nun? Nun sollte sie Wochen, nein, Monate mit einem lebenden Künstler verbringen. In einem Atelier, das ebenso geheim sein sollte wie alles andere am Porträtprojekt. Jérémie Queyras war unterdessen nach Berlin gezogen, aber sich dort, in seinen Räumen zu treffen, nahe am Moritzplatz in Kreuzberg, schien keine gute Idee. Sie wäre gesichtet, er wäre belagert worden, nein, eine andere Lösung musste her. Und fand sich gleich in Merkels Berliner Nachbarschaft unweit des Pergamon-Museums, wo sie 2023 zusammen mit ihrer engsten Vertrauten, der politischen Beraterin Beate Baumann, eine Wohnung gemietet hatte, um gemeinsam an der Autobiografie zu - arbeiten. Ein spätklassizistisches Haus, hohe Sprossenfenster, die sich gen Süden auf einen wunderbaren Garten öffnen – hier sollte das Porträt entstehen. Noch vor Weihnachten des vorigen Jahres traf man sich und probierte ein bisschen herum.

Welche Pose wäre gut? Im Stehen? Im Sitzen? Im Liegen? Nein, im Liegen bestimmt nicht. Aber vielleicht mit Merkel -Raute? Auch das auf keinen Fall, da war man sich gleich einig. Es sollte kein Abziehbild entstehen, nichts, was sich andere längst ausgemalt hatten. Am Blazer jedoch, das wussten sie beide, führte kein Weg vorbei. »Das hat mich ja von den Männern immer unterschieden, die Farbe«, sagt Merkel. Doch eine Kanzlerin in Rot? Zu grell. In Violett? Zu blumig. Was wäre mit Goldgelb?

Queyras schien das keine ganz schlechte Wahl, der weiche Glanz, das Leuchten. Nebenher hatte er mit Öl- und Bleifstiftskizzen begonnen, von den Händen vor allem, denn was sollte mit den Händen sein? Falten oder irgendwo ablegen? Sah alles seltsam verspannt aus. Also näherte er sich erst mal dem Gesicht, einem Detail davon, der Augenpartie. Und als er nach Weihnachten damit auftauchte und Merkel die ersten Bilder sah, war sie beeindruckt. Nur die Augen, erinnert sie sich, und doch dieses Gefühl: »Das bist du.«

Jetzt war es Zeit für einen großen Einkauf. Viele, sehr viele Farben, genug für eine Leinwand im Format 110 mal 140 Zentimeter, glatte 10 Zentimeter länger als die Gemälde von Gerhard Schröder und Helmut Kohl. Und, wichtig, es mussten die teuren

Tuben sein, das verlangt die Sorgfalt. Nicht dass es nach wenigen Jahren erste Risse gibt im Bild, weil die Farbe nichts taugt. »Es zählt die Pigmentdichte«, sagt der Maler. Dann, endlich, ging es los, alles war da, Palette, Pinsel, Staffelei, der Holzboden gut abgedeckt mit grauem Schutzpapier. Und auch die Pose stand fest, im Streiflicht des Fensters, frontal dem Maler zugewandt, so wollte der Maler sein Modell nun fassen. Rasch noch einen kleinen Punkt aufs Papier geklebt, hier, nur hier sollte Merkel stehen.

Sie haben nicht nachgezählt, wie oft sie so zusammen waren. Zwei Dutzend mal vielleicht, je über ein, zwei Stunden, manchmal sehr viel länger. Was anfangs anstrengend war, für beide. Er musste die Hand gelegentlich lockern, sie die Beine. Denn anders als ihre männlichen Vorgänger im Amt des Bundeskanzlers, die sich gesetzt hatten, um gleichsam thronend porträtiert zu werden, entschloss sich Angela Merkel fürs Stehen. Und also für ein anderes Bild von Herrschaft: Sie hat sich nicht niedergelassen, sondern mag es aufrecht. Und bleibt dennoch so beweglich, als könne sie, im Fall der Fälle, jederzeit entweichen, raus aus dem Bild. Als gebe es keinen Rahmen, der sie hält.

Und wirklich, so in etwa hat sie es geregelt. Ihr Porträt soll unverfügbar bleiben, Merkel gehört Merkel. Sie bezahlt den Maler und das Material (eine hohe, nicht weiter bezifferte Summe), denn niemand soll sagen, hier habe sich die Macht mal wieder selbst gefeiert, auf Kosten der Allgemeinheit. Wichtiger aber: Sie will über ihr Bild selbst bestimmen. Darüber, was damit passiert, wie es gehängt wird. Und ob es überhaupt im Kanzleramt bleibt, sollte eines Tages, Gott behüte, ein Rechtsextremist zum Regierungschef gewählt werden. Sie hat da vorgesorgt, auf ihre Weise. Ihr Porträt ist nur eine Leihgabe. Und allein damit gibt sie ein Bild ab: der Souveränität.

Noch aber ist es nicht so weit, noch steht sie immer wieder am Fenster, offenen Blicks. Und hinter der Leinwand steht Jérémie Queyras, beide halten es aus, dieses unverhohlene, ungeschützte Sehen. Damit es nicht zu still wird im Atelier, steht neben den Farbtuben eine kleine Box, es läuft klassische Musik, mal wünscht der eine sich ein Stück, mal die andere. Aber still wird es ohnehin selten, die beiden haben sich einiges zu sagen, wie sich herausstellt. Hören sich zu, erzählen von Ausstellungen und Aufführungen, die sie gesehen haben. »Es macht mir Freude«, sagt Angela Merkel, als

wir in einem Nebenraum des Ateliers beieinandersitzen. »Es ist schön, Zeit und Muße zu haben, jemanden kennenzulernen.«

Ihr Leben als Chefin des Landes, 16 Jahre lang, war ruhe- und rastlos. An der Macht zu sein, hieß oft genug, sich selber aufzugeben. »Für nichts, was einen persönlich interessiert, hat man ausreichend Zeit als Politikerin«, erzählt sie. Und musste nach ihrer Amtszeit erst einmal erproben, wie man sich wieder entdeckt. Ein dickes Buch lesen, so richtig von vorne bis hinten, würde das noch gehen? Gerade war der *Michelangelo*-Band von Horst Bredekamp erschienen, 820 Seiten kunsthistorische Tiefenbohrung, die sollten es sein. »Es war dieses Gefühl, es gibt noch etwas Neues«, sagt Merkel. »Sich nicht auszuruhen auf dem, was war. Und nicht so eine Traurigkeit zu entwickeln, sondern Freude am Neuen.«

Im Atelier kann sie ganz gelassen sein. Darf ihre Gedanken treiben lassen, mal spricht man über banale Dinge, mal über tiefere Fragen. Selbst um Gott geht es gelegentlich, denn in der Kunst war er Queyras immer wieder untergekommen, und manchmal schien es ihm, dem Ungetauften, als wären nicht Kirchen, aber Museen für ihn ein Ort der Zwiesprache mit dem Höheren. Merkel, so kommt es ihm vor, kann man davon erzählen, die Farben mischend, das Blau vor allem, denn im blauen Blazer, das stand irgendwann fest, wollte sie sich zeigen.

Als Queyras in London lebte, ging er oft in die großen Sammlungen. Eine Welt in der Welt sei das für ihn gewesen, »da kann ich eintauchen, eine komplett andere Dimension«. Bei manchen Werken, von Piero della Francesca zum Beispiel, höre er die Brise, die über die Landschaft fährt, das Rascheln der Bäume. Bei anderen Malern, vor allem bei Rembrandts Porträts, entspinnt sich für ihn ein Dialog, er unterhält sich mit den Bildern, auch wenn nichts davon nach außen dringt. Von Gerhard Richter, John - Cage, Mark Rothko fühlt er sich ebenfalls angezogen, oft schien da etwas zu sein, was über die Kunst hinausweist.

Und die Gegenwart, was ist mit der? Die Documenta in Kassel hat er nie besucht, auf der Biennale in Venedig war er als Jugendlicher. Sein Interesse an aktivistischer Kunst hält sich in Grenzen, wobei er sich selbst keineswegs als unpolitisch verstehen würde. Er weiß schon, dass ihn jetzt viele fragen werden, ob er, der Merkel -Maler,

auch die CDU wähle. Aber solche Spielchen will er nicht mitmachen. Von einer Kunst der schlichten Botschaften hält er nicht viel, von parteipolitischer Vereinnahmung noch weniger.

Der Kunstbetrieb aber, für Schubladisierungen immer zu haben, wird ihn wohl rasch als konservativen Geist verbuchen. Und dass Jérémie Queyras keineswegs nur im behaglichen Traditionalismus schwelgt, sondern sich immer wieder künstlerisch mit KI-Fragen befasst, zudem an vielen Performances teilnimmt, wo er zu Livemusik große Leinwände bemalt, das alles wird nicht weiter interessieren. Wer Porträts malt, gilt vielen gleich als gestrig.

Und dann hat er sich, zu allem Überfluss, auch noch mit T. S. Eliot eingelassen, dem umstrittenen Dichter aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eine große Gemäldereihe entwickelte Queyras 2024 nach Motiven aus *Burnt Norton,* einem Gedicht des Engländers, das für ihn, den Maler, zu einer »Quelle spirituellen Wachstums« wurde, wie er in einem Katalogheft schrieb. Dass Eliot bei vielen verschrien ist – als reaktionär und erzkatholisch, antisemitisch und misogyn –, kümmerte ihn nicht weiter.

»Er nimmt einen mit in die dunkelsten Ecken«, sagt er über Eliot. Die Düsternis, das plötzliche Licht, auch das nicht zu Fassende der Lyrik wollte er für seine Kunst erschließen. Die Bilder wurden ausgestellt, einige hat er verkauft, eines hängt jetzt im TS Eliot Theatre in Oxford. Er wüsste nicht, was daran problematisch sein sollte.

Nicht dass sich Queyras per se als Außenseiter des Berliner Kunstmilieus verstehen würde. Im Gegenteil, schon mehrfach hat er sein Atelier geöffnet, für Konzerte, kleine Ausstellungen, jetzt wird ein Freund aus Paris dort seine Arbeiten zeigen. Nur ist ihm die etablierte Galerienszene einigermaßen egal. Er hat seine eigenen Augen, den eigenen Kopf.

Und so mache er sich, sagt Queyras, auch keine allzu großen Gedanken, wie sein Kanzlerinnenporträt jetzt aufgenommen wird im Kunstbetrieb. Ein Einschnitt sei es für ihn, ganz klar. Aber er habe das Bild ja nicht für Experten gemalt, auch nicht für seine Freunde, seine Familie oder für Journalisten. »Ich spüre da, auch wenn es blöd klingt, eine große Verantwortung, für alle, die sich ein schönes Merkel-Porträt wünschen.«

Im Moment allerdings ist er noch mit dem rechten Ärmelsaum beschäftigt, genauer mit dem Schatten, den der Saum auf die Hand wirft. Und überhaupt die Hand, müsste der kleine Finger nicht ein wenig feiner wirken? Mit dem Kopf seines Modells hatte er angefangen, die große Leinwand zu füllen, der Strich sanft, ohne expressionistische Ungeduld. Jetzt sind noch Details zu klären, Merkel steht wieder am Fenster, die Aprilsonne fällt herein, rasch wird es ihr recht warm. Ohnehin kommt es ihr ein wenig fremd vor: dass sie und der Maler heute nicht allein sind bei ihrer Sitzung, sondern ein Kunstkritiker dabei sein darf. Um zu beschreiben, was hier in den letzten Monaten passiert ist – das Porträt hinter dem Porträt.

Draußen zieht grell singend die S-Bahn vorbei, man hört sie über den Garten hinweg. Ob sie sich wohl eine Kopie ihres Porträts anfertigen lässt, um es daheim im Wohnzimmer aufzuhängen, wie es einst Helmut Schmidt mit einer Fassung seines Kanzlerbilds tat? Die Idee kommt Merkel ganz abwegig vor; »so etwas zu Hause aufzuhängen, damit wäre auch mein Mann bestimmt nicht einverstanden«. Bislang hat sie das Gemälde so gut wie niemandem gezeigt. Nur ihre Schwester hat mal ein Foto gesehen.

Eilig rührt Queyras auf seiner Palette herum, er spürt gleich, dass sein Modell heute keine rechte Geduld hat. »Nur eine Minute noch«, sagt er. Bei der Hand, da muss er wirklich noch mal ran, die Farbe stimmt nicht. Und was ist mit dem verschmitzt gehobenen Mundwinkel, leicht im Schatten? Die Stelle, an der die Lippe endet und die Kinnpartie beginnt, da will er nacharbeiten. Wischt rasch den Pinsel ab am dunkelroten Hemd, das selbst schon aussieht wie ein Werk der jungen Wilden. Aber gut, er will niemanden überstrapazieren, das soll’s, sagt er, gewesen sein für heute.

Ein leuchtendes Porträt ist es geworden, überlebensgroß. Die Sonne fängt sich in der Bernsteinkette. Vor allem aber betont sie den Blazer, sein starkes, bildbestimmendes Blau von offiziöser Kühle. Davon lebt dieses Bild: dass es nicht lieblich sein, nichts schönen will, im Gegenteil. Ein wenig mitgenommen sieht Merkel hier aus, die Spuren der Macht, der vielen Anfeindungen und schweren Entscheidungen sind nicht zu übersehen. Ihr Blick ist hell, aber allzu mild oder begütigend will die Altkanzlerin nicht wirken. Sie ist hier nicht privat, sie ist in ihrer Rolle zu besichtigen. Und damit das auch alle verstehen, gibt es eine Dreingabe, links unten im Bild.

Dort hat Queyras eine Tischplatte gemalt, darauf ein paar unsortierte Papiere und eine dieser gelben Aktenmappen, wie sie im Regierungsbetrieb durch die Abteilungen wandern. Für Merkel ein halber Scherz: »Niemand«, sagt sie, »wird in zehn Jahren noch wissen, was das ist. Ein Relikt aus analogen Tagen.« Nicht unwahrscheinlich, dass sie damit auch auf sich selbst anspielt, auf die Kanzlerin, die aus einer Zeit der Übergänge stammt, in der das Analoge noch überwog. Auch ihr Porträt, da ist sie sich sicher, wird über die Jahre seine Bedeutung verlieren. »Ich bin oft genug mit Schulklassen durchs Kanzleramt gegangen, dann standen wir vor der Galerie, und ich wollte von ihnen hören, wer die Herren, die da hängen, wohl sind.« Der eine erkannte Kohl, die andere Schröder, aber sonst? »Bei allen anderen herrschte meist Ahnungslosigkeit.« Sie macht sich da keine Illusionen, man wird rasch vergessen. Es sind Porträts für eine sehr kurze Ewigkeit.

Aber wie wird es jetzt sein, das eigene Gesicht neben all den Herren zu sehen? »Es ist komisch, wenn man langsam Geschichte wird«, sagt Merkel. »Da häng ich dann eben.«

Übrigens gibt es auf ihrem Porträt noch ein weiteres kleines Herrschaftssymbol, das gleich die Neugier der Kunstwissenschaft auf sich ziehen wird. Erst hatten sie und ihr Maler erwogen, auch die Kairos-Skulptur mit ins Bild zu holen, als Werk im Werk und Hinweis darauf, dass es Angela Merkel immer darum ging, den richtigen Augenblick nicht zu verpassen. Doch es kam ihr zu prätentiös vor, ihr Porträt soll ja, da ist sie entschieden, kein Rätselbild sein. Der Würfel jedoch, aus Silber, der bis heute ihren Schreibtisch schmückt, ein Geschenk zu ihrem Amtsantritt, der findet sich nun auch auf dem Aktendeckel im Bild. In der Ruhe liegt die Kraft, steht eingraviert auf dem Würfel, ein Wort auf jeder Seite.

Mit Ruhe und Kraft, so sieht man sie auch auf ihrem Staatsporträt. Ihre rechte Hand hängt locker herab, die linke Hand stützt sich auf eine angedeutete Sessellehne, drei Finger gespannt und federnd. Kleine Gesten nur, mehr will, mehr braucht Merkel nicht. Und mehr soll auf keinen Fall dazugemalt werden, irgendwann muss ja mal Schluss sein, das gibt sie dem Maler noch mit am Ende der Sitzung.

In der letzten Maiwoche war das Porträt dann wirklich fertig, das Blau des Blazers war noch ein wenig bewegter, der lichte Schimmer im Hintergrund etwas goldener geworden. Ein Berliner Rahmenmacher wurde engagiert, und man fand ein Museum. Denn auch das ist Merkel: Nicht bloß die Menschen im Kanzleramt sollen das Porträt in Augenschein nehmen, nein, alle sollen es sehen können. Und so wird es nicht in irgendeiner Zeitung, auch nicht in dieser, erstmals öffentlich werden. Vielmehr lädt Merkel ein zur Vernissage am 30. Juni, ins Bode-Museum. Dort wird sie sein, dort wird ihr Porträt sie vertreten. Bis es im Oktober weiterwandert, ins Kanzleramt, in die Galerie der Ehemaligen. Und leuchten wird in stattlichstem Blau.